

Lesen & Hören

LYRIK

VON ASTRID KAMINSKI



Anarchistische Sprachakrobistik

Klein- und Kleinstverlage sind das Biotop des Kneipenkäptäns und Autors Bert Papenfuß, der schon zu Zeiten der demokratischen Republik als Anarchist gelebt haben soll. In der Nachwendezeit begann dann seine öffentliche Phase mit dem Publizieren von Kleinbüchern. Seinem Publikum vermittelte Papenfuß das Gefühl, der Umfang seiner einzelnen Werke sei aus reiner Menschenliebe gering gehalten, denn mehr als ein paar Seiten einsturzgefährdeter Sprachakrobistik und granatengenialen Rumpöbelns erträgt schließlich auch der Wessi nicht. Nun aber ist es mit der Rücksicht vorbei, und Papenfuß fällt den Lesern mit einer Best-of-Papenfuß-Schwarze in den Rücken, kugelsicheres Hardcover bei Hatje Cantz inklusive, Titel: „Die Mauer“. Die Hälfte der Attacke überlässt er – ein Akt der Gnade – Antonio Saura, dem Bruder des Filmemachers Carlos Saura, der 1985 Fotos der Berliner Mauer in seinem typischen Graustufenstil übermalt hatte. Mauerposten werden da durch Farbkleckse in den Tod gestürzt, Alienköpfe auf S-Bahnfahrer gesetzt oder der Himmel über Berlin melasseartig ins Niemandsland gekippt. Eines haben der fratzenspezialisierte, kunstbetriebkompatible Spanier und der Berliner Dauerallergiker (neben der Diktaturenfahrt) dabei gemeinsam: Sie rhythmisieren ihr Material mit sorgatiger Treffsicherheit. „Wer daran will löten, / bange um seine Klöten.“

Bert Papenfuß/Antonio Saura: *Die Mauer* Hatje Cantz, Ostfildern 2012. 189 S., 29,95 Euro.



Formbewusste Kollektivgedichte

Trotz Google-Word-Dokumenten und aller technischen Finesse, die das Herz der Kollektive höher schlagen ließe: Es gibt gar nicht so viele Autoren, die ernstzunehmend in literarischen Arbeitsgemeinschaften produzieren. Dabei hat das italienische Kollektiv Wu Ming, eine Nachfolgegruppierung der anarchistischen Luther-Blissett-Bewegung, vorgeführt, wie solche Formationen Literaturgeschichte schreiben können. Das Berliner Lyrikkollektiv G13 geht bescheidener zu Gange. Seit fünf Jahren treffen sich seine nach 1980 geborenen Mitglieder, um ihre Gedichte zu diskutieren und gemeinsame Formen von lyrischer Performativität auszuprobieren. Nun haben die derzeit vierzehn Berliner Orpheus die Anthologie „40 % Paradies“ herausgebracht, mit deren Qualität sie ihrer Gruppendidaktik ein großes Kompliment machen. Die Gedichte sitzen. Dabei sind sie weder großspurig noch experimentell angelegt, sondern auf tastende Art formbewusst, als suchten sie zumindest nach formalen Schutzräumen, „irgendwas, an dessen wundgescheuer innerseite man einschlafen könnte.“

G13: *40 % Paradies* Luxbooks, Wiesbaden 2012. 152 Seiten, 24 Euro.



Taoistische Unterwasserdichtung

2011 erschien Dana Rangas feinerviges „Wasserbuch“, nun erweitert sich die Unterwasserdichtung um eine US-amerikanische Variante mit Jeffrey Yangs Bestiarium „Ein Aquarium“. Der New Yorker Debütant bildet den Anfang einer neuen Lyriksparte beim Berliner Berenberg Verlag. Yangs Dichtung ist eine so eigenwillige wie selbstredende Antwort auf ein enzyklopädisches digitales Zeitalter. Taoistische Mystik und zeitübergreifende ästhetische Diskurse begegnen sich dabei in hyperlexikalisch wirkenden Texten, unterlegt vom Herzschlag des Ozeans. Selbst Lautspielereien lesen sich wie exakte onomatopoetische Referenzen an das beschriebene Unterwasserwesen. Von A bis Z verhandelt der Lyriker sein Wissenstreibgut, von Kulturkritischem zu beiläufigen Epiphanien und einem wie buchhalterisch konstatierten Glauben an die Poesie als Schöpfungskraft.

Jeffrey Yang: *Ein Aquarium* Aus dem Amerikanischen von Beatrice Faßbender. Berenberg, Berlin 2012. 93 Seiten, 19 Euro.

Sein bestes Stück

David Lodge erzählt den erotischen Lebensroman von H. G. Wells

VON MARTIN HALTER

H. G. Wells (1866–1946) ist bei uns vor allem als der Pionier der Science-Fiction bekannt, der in Romanen wie „Die Zeitmaschine“ oder „Der Krieg der Welten“ Mondlandungen und Marsmenschen, Zeitreisen und Menschenversuche beschrieb. Natürlich war auch der Zukunftsromanautor ein Kind seiner Zeit: Er sympathisierte mit Stalins Sowjetunion und plädierte als überzeugter Sozialdarwinist für eine Diktatur von Geistesaristokraten und die Vergiftung minderwertiger „Menschen am Abgrund“. Aber Wells war seiner Zeit auch weit vorausgereist: Schon 1908 ahnte er kommende Luftkriege, 1914 erfand er die Atombombe, 1938 eine Art Internet, und lange vor Völkerbund und Uno forderte er eine Weltregierung. Dass er kurz vor seinem Tod in „Der Geist am Ende seiner Möglichkeiten“ vom fortschrittsgläubigen Sozialisten zum kulturpessimistischen Apokalyptiker konvertierte, macht ihn umso moderner.

Weniger bekannt war bisher, was David Lodge jetzt in seiner Romanbiografie enthüllt: Wells war auch ein Pionier der sexuellen Revolution. Gesegnet mit einem starken Trieb und lebhafter Sinnlichkeit, nahm er Sex so sportlich-hedonistisch wie eine Partie Tennis und lebte die offene Ehe in Theorie und Praxis. Geduldet, oft sogar unterstützt von seiner zweiten Frau Jane, ließ er selten eine Gelegenheit für Affären („passades“), Seitensprünge und Skandale ungenutzt. Aber selbst wenn Wells ein spätviktorianischer Macho war: Sein Beuteschema war zukunftsähnig. Die meisten seiner angeblich hundert Geliebten waren emanzipierte Schriftstellerinnen, gesellschaftlich, literarisch und intellektuell mindestens ebenbürtig.

Selbst Lodge bleibt der Erfolg des kleinen, wenig attraktiven Emporkömmlings bei seinen oft kaum halb so alten Verehrerinnen ein Rätsel. War es sein Weltruhm, die Aussicht auf eine Partnerschaft unter Freigeistern oder vielleicht doch, wie der Originaltitel „A Man of Parts“ andeutet, seine beeindruckende Männlichkeit? Parts sind nicht nur Talente, sondern auch Geschlechtsteile. Wells war auf sein bestes Stück, seine animalische Wildheit und seinen Erfindungsreichtum im Bett (noch lieber in freier Natur) fast stolzer als auf seine hundert Bücher. Tatsächlich sind seine späten Ehe- und Ideenromane heute vergessen, während man die Geschichte seiner Eroberungen immer noch mit Staunen liest.

Dass Lodge, der König der Campus Novel, Wells' Leben ganz aus seiner auschweifenden Sexualität heraus rekonstruiert, macht Stärke wie Schwäche seiner Biografie aus.



H. G. Wells auf dem Balkon seines Schreibzimmers am Londoner Regent's Park, 1940.

Ein Großteil handelt von Wells' turbulenten Liebschaften zwischen 1900 und 1920; Werk und Wirkung, Charakter und historisch-literarischer Kontext werden eher am Rande gestreift. Nur die Selbstinterviews, in denen der Prophet der freien Liebe sich vor seinem Über-Ich rechtfertigt, geben eine Ahnung davon, dass der „Panther“ noch andere Interessen hatte als wilde Sexspiele mit „Jaguar“ und andere Probleme als ungeduldige Geliebte, eifersüchtige Rivalen, empörte Väter und indiskrete Journalisten.

Allerdings lassen sich Wells' Größe und Grenzen im Spiegel seiner Frauengeschichten besonders gut erkennen. Beide Ehefrauen entzogen sich zu Well's Missvergnügen ihren ethelchen Pflichten. Jane, die Wells auch als Sekretärin, Haushälterin und mütterliche Freundin zeitlebens den Rücken freihält, hatte wenigstens nichts dagegen, dass er Prostituierte besuchte und Geliebte ins Haus holte: Sie behandelte sie wie Freundinnen und half hin und wieder sogar, die unehelichen Kinder zu versorgen. Wells' Geliebte waren da schon kapriziöser: Amber Reeves etwa war eine Aktivistin der Fabian Society. Dorothy Richardson eine mannstolze Suffragette; Rebecca West, selber eine Schriftstellerin, reizte Wells mit radikal-feministischen Kritiken seiner Romane, die preußische Gräfin Elisabeth von Arnim mit ihren Launen, und die zwielichtige Moura, seine letzte Liebe, war Gorkis Geliebte und wohl eine sowjetische Agentin. Wells' Vorliebe für junge Sozialistinnen und Frauenrechtlerinnen trug ihm den Zorn der Eltern und das Naserümpfen selbst enger Freunde wie Shaw oder Henry James ein. Zwar gelang es ihm immer wieder, drohende Skandale zu ersticken, Liebhaberinnen, die sich in seinen Romanen unvorteilhaft wiedererkennen, zu besänftigen und eifersüchtige Nebenbuhler zu Arrangements zu überreden, aber seine literarische Kreativität litt darunter.

Nach 1920 sank Wells' Stern; bei seinem Tod 1946 war er nur noch ein gestrandeter Zeitreisender aus der Vergangenheit. „Wir sind alle Sklaven unserer Genitalien“, legt Lodge Rebecca West in den Mund. Lodges Romanbiografie ist gründlich und spannend, aber „Ein ganzer Mann“ zeigt letztlich nur den halben Wells: den Mann, der die Frauen liebte, aber nicht den „Mann, der die Zukunft erfand“.

David Lodge: *Ein ganzer Mann* Aus dem Englischen von Martin Richter und Yamin von Rauch. Haffmans & Tolkemitt, Hamburg 2012. 670 Seiten, 26 Euro.

Die Schatten der Nacht

Tomás González' Roman „Das spröde Licht“ ist ein Meisterstück der gedehnten Zeit

VON CHRISTOPH SCHRÖDER

Wenn ein Roman mit einem Knalleffekt beginnt, darf man misstrauisch werden. Und was könnte drastischer sein als das: „Dann schlief ich fast vier Stunden durch, ohne zu träumen, bis mich um sieben Uhr ein stechender Schmerz tief in mir weckte, es war die Angst vor dem Tod meines Sohnes Jacobo, den wir für sieben Uhr abends in Portland, zehn Uhr nachts New Yorker Zeit, geplant hatten.“

Die Bedenken sind indes nicht angebracht. „Das spröde Licht“, der vierte Roman des 1950 geborenen Kolumbianers Tomás González ist nicht auf reißerische Wirkung hin geschrieben. Im Gegenteil – gemessen daran, von welchem Schmerz, welchen Verlusten und Überwindungen hier erzählt wird, und das auch noch auf knapp 170 Seiten, ist es ein geradezu beängstigend kontrolliertes Buch.

Die harten Fakten werden gleich zu Beginn geliefert: Da ist eine fünfköpfige Familie, David und Sara mit ihren

drei Söhnen, in den frühen 80er-Jahren aus Kolumbien in die USA eingewandert; er ein durchaus erfolgreicher Maler, sie im sozialen Bereich engagiert. Als die Familie sich gerade in einem halbwegs komfortablen Leben eingerichtet hat, geschieht die Katastrophe: Ein Betrunkenner rammt das Taxi, in dem Jacobo, der älteste Sohn, sitzt. Jacobo überlebt, ist aber vom Hals abwärts gelähmt. Es beginnt eine mehrjährige Leidenszeit, die in dem Entschluss mündet, Jacobos Wunsch, sterben zu dürfen, nachzukommen.

„Das spröde Licht“ ist vor allem ein Meisterstück der gedehnten Zeit. Der überwiegende Teil des Romans handelt von jener Nacht, in der David und Sara in ihrer New Yorker Wohnung auf Nachrichten aus Portland warten, wo Jacobo von seinen beiden Brüdern in den Tod begleitet wird, während die Eltern zu Hause einen Anschein von Normalität bewahren. Erzählt wird von diesen Stunden allerdingen, und das ist ein so einfacher wie gelungenen Kunstgriff, aus der Perspektive des 78-jährigen, so gut wie erblindeten David, der sich nach dem

Tod seiner Frau nach Kolumbien zurückgezogen hat, um auf die endgültige Dunkelheit zu warten. „Das spröde Licht“ ist insofern ein doppeldeutiger Titel – er deutet den Verlust des Augenlichts an, spielt aber auch auf die Nacht von Jacobos Tod an, in der David wie getrieben durch die eigene Erinnerungswelt wie auch durch ein Schattenreich namens New York streift.

Wenn es hier überhaupt etwas zu bemängeln gibt, dann die ein wenig schablonenhafte Weise, wie González die symbiotische und bis ins hohe Alter von inniger Zuneigung und Begehrten getragene Beziehung des Paars als Kontrast zum körperlichen Martyrium des Sohnes inszeniert. Bemerkenswert aber bleibt, mit welcher Beherrschung und vermeintlich kühler Distanz ein Mensch davon erzählt, wie gleich mehrere Leben in sich zusammenbrechen.

Tomás González: *Das spröde Licht* Aus dem Spanischen von Rainer Schultz-Kraft und Peter Schultz-Kraft. Fischer, Frankfurt am Main 2012, 172 S., 17,99 Euro.

LAUTE

VON PETER UEHLING

Späte Entdeckung

Mancher braucht eben ein bisschen länger. Oder den richtigen Moment: Ausgedehnte Autofahrten haben schon öfter Qualitäten von Musik und Musikern entdeckt, die dem konzentrierten und dabei oft von festen Maßstäben beschränkten Hören verschlossen blieben. „Was ist das denn?“, fragt die Beifahrerin. „So'n Crossover-Platte, ist mir letztes Jahr zugeschickt worden.“ „Crossover? Klingt trotzdem schön.“ „Aber wirklich! Ein tiefer Bass, kultiviert, bemerkenswert leicht, ohne jede Sängerpose, geführt von einer natürlichen, ausdrucksvoollen Aussprache und Textbehandlung. Der in München lebende Amerikaner Joel Frederiksen ist indes nicht nur Sänger, sondern auch Lautenist, der sich im barocken Repertoire selbst begleiten kann. In „Requiem for a Pink Moon“ mischt er Lieder von John Dowland und Zeitgenossen mit Songs von Nick Drake, der 1974 mit 26 Jahren an einer Überdosis Antidepressiva gestorben ist. Man glaubt nicht, wie gut das zusammengeht, bevor man es gehört hat: Frederiksen hat die Übergänge so geschmeidig gestaltet, dass man oft eine Weile braucht, um den Sprung über 400 Jahre – und mehr! – überhaupt zu bemerken. Was für eine geniale Idee, mit der barocken Gambe ein popmäßig schwingendes Bassmodell zu spielen und darüber die gregorianische „Requiem“-Melodie im Duett mit einem Tenor zu singen! So schwelt diese CD in ihrem eigenen stilistischen Raum: Melancholisch, licht, hypnotisch und dennoch ganz klar. Sie wiegt den Hörer ein und öffnet dabei einen Traumhorizont nach dem anderen – das stimmte mit der einfallenden Dämmerung hinter der Windschutzscheibe einmal betörend über – ein und ist als Erfahrung nicht mehr auszulöschen.



Requiem for a Pink Moon. An Elizabethan Tribute to Nick Drake. Joel Frederiksen & Ensemble Phoenix Harmonia Mundi

Frühe Klänge

Jetzt will man es genauer wissen und greift zu einer der älteren CDs von Joel Frederiksen. „O felice morire“ widmet sich der Musik von Giulio Caccini, einer der treibenden Kräfte der musikalischen Revolution um 1600. Caccini war einer der ersten Opernkomponisten und schrieb die ersten Solo-Gesänge mit Generalbass, also improvisatorisch auf Laute oder Tasteninstrumenten auszuführender Begleitung. Das musikalische Spektrum reicht somit von komplexen Gesängen voller Affektwechsel bis zu einfachen Liedern mit einprägsam-schwungvoller Melodie, und Frederiksen durchmischt mit eigener Lautenbegleitung die gesamte Spanne. Bizarre Schwierigkeiten sind da zu bewältigen: Sprünge über zwei Oktaven, Koloraturen, mit denen Bässe eher selten zu tun haben. Das erledigt Frederiksen makellos und ohne Eitelkeit. Auch hier herrscht jeder schlicht erzählende Ton, den man auf „Requiem for a Pink Moon“ schätzen gelernt hat. Auf weite Strecken kann sich Frederiksen auf die bannende Schönheit seiner weich und rund strömenden Stimme verlassen – und wie stark wirkt es dann, wenn er sprachlich etwas hervorhebt oder eine leichte Farbe wählt.



O felice morire. Firenze, 1600. Joel Frederiksen & Ensemble Phoenix Harmonia Mundi

Seltsame Märsche

Joel Frederiksen kann zwar allein bereits wunderbar Musik machen, er ist aber zugleich ein fabelhafter Ensemblemusiker. Das Ensemble Phoenix, das schon zweimal erwähnt wurde, hat Frederiksen in München gegründet, um reicher besetzte Musik aufzuführen. „Rose of Sharon“ führt dessen Qualitäten anhand von amerikanischer Musik aus dem Zeitraum von 1770 bis 1870 vor – Musik, die niemand kennt. Seltsames Zeug begegnet einem da: Ein Kampflied für Jesus von 1840 bewegt sich in parallelen Quinten wie eine mittelalterliche Improvisation, ein Heldenlied auf George Washington klingt wie die naive Kopie eines Händel-Chors. Die Jahreszahlen zeigen an, dass diese Musik zwischen Revolutionskämpfen und Bürgerkrieg entstanden ist – entsprechend begegnen einem viele Märsche, aber auch viel geistliches Liedgut von Baptisten, Quäkern und Shakern. Nichts ist hier kunstvoll, manches unbedarf, aber gerade dadurch vermag es zu röhren: Man spürt, dass diese Musik, anders als die gleichzeitige in der alten Welt, noch nicht mit ihrer eigenen Ausdifferenzierung beschäftigt ist, sondern aus den alltäglichen Bedürfnissen hervorgegangen ist. Sie stellt dem Hörer tatsächlich eine Welt, eine Zeit, eine Gesellschaft vor Augen. Joel Frederiksen reiht sich in ein Ensemble von Sängern und Instrumentalisten ein, die seine interpretatorischen Grundsätze kongenial ergänzen: Die Ausdruckskraft des kunstvoll ungestümen Klangs erfüllt die Lieder mit Seele, mal mit rhythmischen Schwung. Und Frederiksen zeigt mit dem einzigartigen Programm dieser CD, dass er nicht nur ein großartiger Künstler, sondern auch ein findiger Kopf ist.



Rose of Sharon. 100 Years of American Music. Joel Frederiksen & Ensemble Phoenix Harmonia Mundi